

W I E N E R
digitale
R E V U E

Zeitschrift für Germanistik und Gegenwart

Michaela Holdenried

Zwischen Apologetik und Progression

Autobiographik und Diaristik im Zeitraum 1945–1955

DOI: 10.25365/wdr-01-02-01

Lizenz:

For this publication, a Creative Commons Attribution 4.0 International license has been granted by the author(s), who retain full copyright.

Zwischen Apologetik und Progression

Autobiographik und Diaristik im Zeitraum 1945–1955

Generische Entwicklungen der Autobiographik im 20. Jahrhundert

- 1 Formtypologien der Autobiographik müssen Momente der gattungsinternen Verschiebungen und Dominanzen als jeweils historisch zu bestimmende Erscheinungen mitreflektieren. Zum „Gesamtkomplex autobiographischen Schrifttums“ (Aichinger 1977: 802) hatte Ingrid Aichinger „die ‚eigentliche Selbstbiographie‘, Memoiren, Erinnerungen, Bekenntnisse, den autobiographischen Roman und das Tagebuch“ (ebd.) gezählt; davon setzt sie auf nicht ganz klare Weise den Brief, das literarische Selbstporträt und die philosophische Ich-Reflexion ab. Auch Reisebeschreibungen und Chroniken gehören dazu. Tagebuch und essayistische Aufzeichnungen sind für sie die entscheidend innovativen autobiographischen Formen, weil sie das, was Aichinger als ‚Klassenziel‘ formuliert, nämlich eine weitreichende „Erfassung des Ich“ (ebd.: 803) zu erreichen, am ehesten gewährleisten können. Insbesondere literarisch hochstehende Autoren wie Kafka hätten zu einer Erneuerung der ‚formlosen Form‘ (vgl. Boerner 1969: 11f.) Tagebuch beigetragen. Sylvia Schwab gelangte einige Jahre später zu einem anders gelagerten Ergebnis: Ihr Formenkreis führt neben anderen autobiographischen Subgattungen das Tagebuch als eigenständige Form (vgl. Schwab 1981).
- 2 Weder für die eigentliche Autobiographie noch für das Tagebuch kann von einer überzeitlich gültigen Typologie ausgegangen werden. Vielmehr sollte man sie eher als Querschnittsanalyse für einen bestimmten Zeitraum begreifen, innerhalb dessen die Korrelationen zwischen den Typen, die Gewichtsverschiebungen und das Auftauchen neuer Formen sowie die Umschreibung tradierter Formen zu beobachten sind. So wäre eine sinnvolle typologische Abgrenzung für das 20. Jahrhundert die zwischen einer Orientierung am Primat des Narrativen oder am Primat des Reflexiv-Essayistischen. Zu ersterem Segment würden die Memoiren, die persönlichen Erinnerungen und der autobiographische Roman resp. die Autofiktion zählen, zu letzterem das Tagebuch, der Brief, die Briefserie und der autobiographische Essay.
- 3 Für bestimmte historische Phasen sind Präponderanzen bestimmter Formen zu beobachten; für das 21. Jahrhundert kann – nach langanhaltenden Fusionsbewegungen zwischen Autobiographie und Roman – von einer Vorherrschaft der ‚Autofiktion‘ ausgegangen werden.
- 4 Für den uns interessierenden Zeitraum zwischen 1945 und 1955 spielen in eins mit den politischen Prozessen der beginnenden Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit auch generische Prozesse der Variation, Ablösung und Subvertierung eingespielter Formen eine große Rolle. So kann das Tagebuch zwar als diejenige Form gelten, mit der am schnellsten auf krisenhafte Zeiterscheinungen reagiert wird, doch entstehen neue Varianten nicht *ex nihilo*. Vielmehr sprechen Steuwer und Graf in einer neueren Überblicksdarstellung zum Tagebuch im 20. Jahrhundert nicht nur von einer „sozialen Ausweitung des Tagebuchschreibens“ (Steuwer/Graf 2015: 18), sondern auch von einer krisenbezogenen „Multiplikation der Schreibanlässe“ (ebd.: 22). Gerade politische Regimewechsel seien als gewichtige Schreibanlässe zu sehen, „sowohl weil Individuen meinten, Zeugen historischer Veränderungen zu werden

und Geschichte beobachten zu können, als auch, weil sie die Notwendigkeit hervorrufen konnten, sich zum neuen Regime zu verhalten.“ (Ebd.) Das gilt in besonderem Maße für die Zeit nach 1933 wie auch für die Zeit nach der Befreiung, denn auch die Kapitulation und damit das Ende des NS-Regimes stellten eine solche Dringlichkeit des Schreibenlasses her.

- 5 Man könnte, gestützt auf solche typologischen Variationsprozesse sowie auf funktionsgeschichtliche Untersuchungen, die These wagen, dass in Phasen breiter gesellschaftlicher Mobilisierung – und gemeint sind damit immer auch militärische Totalmobilisierungen – die eigentliche Autobiographie als ein Medium der Selbstverständigung zurücktritt zugunsten punktuell selbstvergewissernder autobiographischer Formen wie dem Tagebuch (und anderen, reflexiven Formen, etwa der [autobiographischen] Lyrik). Es ist das ‚soldatische‘ Tagebuch, das entsprechend den Krieg überdauert und eine Kontinuität suggeriert, welche gegen (als Zwang erlebte) Zäsuren gesetzt werden, wie am Beispiel Ernst Jüngers zu zeigen ist.
- 6 Begreift man die Autobiographie, in der Definition von Georg Misch „die Beschreibung (*graphia*) des Lebens (*bios*) eines Einzelnen durch diesen selbst (*auto*)“ (Misch 1989: 38), als die Gattung bürgerlicher Selbstgenese (und in diesem Sinne würde denn auch der durchaus nicht unproblematische Begriff des *Ego-Dokuments* zutreffen), so wird schnell verständlich, weshalb Zeiten der Bedrohung, der Instabilität gesellschaftlicher Verhältnisse der auslotenden Selbsterkundung über längere Zeiträume meist wenig förderlich waren. Die Autobiographie wurde über den bürgerlichen Subjektbegriff in langandauernden Prozessen ‚anthropologisiert‘, d.h. vorherrschende Strömungen der Autobiographieforschung interpretierten die Autobiographie als *das* anthropologische Projekt der Neuzeit. Wenn avancierte Theoretiker wie Helmut Pfotenhauer oder Autobiographen wie Georges-Arthur Goldschmidt Anthropologie weiterhin als das Substrat des Autobiographischen bewerten, dann sicher nicht im Sinne einer metaphysischen Überhöhung [des Bürgerlichen als] des Ewig-Menschlichen, sondern im Horizont seiner je geschichtlichen Veränderungen. Zur Ganzheitlichkeit gehöre – so Pfotenhauer – auch das Fremde, Irrationale, Nicht-Gelungende (vgl. Pfotenhauer 1987: 5).¹ Eine dekonstruktivistische Verabschiedung des Subjektbegriffs als bloßem Konstrukt übersieht, dass jede auch noch so avancierte Form autobiographischer Selbstreferentialität an einer wie auch immer gearteten Essenz des Subjekts festhält (vgl. Holdenried 2017). Ganz gleichgültig, ob man dies nun das „Grundwahr“ Goethes, die „eigentümliche Grundmelodie Eichendorffs“ (Goldschmidt 1994: 52) oder das tiefe Ausloten fragmentarischer, ja, dissoziierter Ich-Zustände wie bei Fernando Pessoa oder bei Georges-Arthur Goldschmidt nennt: Der Rekurs auf Sprache ist *das* alle Lebenserzählungen verbindende gemeinsame Prinzip. Autobiographisches Schreiben wird nie zum absoluten, autoreferentiellen Text – noch im avanciertesten, gebrochensten, fragmentarischsten Werk werden lebensgeschichtliche Verbindungen und Verbindlichkeiten hergestellt, wenn auch möglicherweise nicht mehr über verpflichtende Lebensschemata (analog etwa dem Erikson’schen Lebenszyklus), sondern über die Art, wie sprachlich, stilistisch und textstrategisch der Verlust an immanenter Erfahrungshaltigkeit in einen Gewinn ästhetischer Erfahrung umgemünzt wird. Helmut Heißenbüttel hat schon 1966 in einem nachmals berühmt gewordenen Artikel über die *Literatur der Selbstentblößer* festgestellt, dass es nicht mehr um ein ‚fertiges‘, sondern um ein prozessuales Ich gehe (vgl. Heißenbüttel 1966).
- 7 Was poststrukturalistischen Theoretikern wie Manfred Schneider als Beweis gilt, dass ‚Person‘ nur eine fiktive kulturelle Einheit sei (vgl. Schneider 1986), konterte Manfred Frank bekanntlich mit seiner These von der ‚Unhintergebarkeit von Individualität‘ (vgl. Frank 1986). Ich selbst habe für eine eher vermittelnde Position plädiert (vgl. Holdenried 1991). Und tatsächlich sind beide Positionen nicht so unvereinbar, wie es zunächst scheint. In der permanenten Anstrengung der modernen Autobiographik

liegt m.E. keineswegs motorischer Leerlauf, eine Art sprachartistischer ‚Phantomschmerz‘ angesichts des Verlorenen (Subjekts), sondern die tangentielle Annäherung an eine selbst im Überschreiten befindliche Dimension von Subjektivität. Neben der quintessentiellen Funktion der Selbstbeobachtung (*der rote Faden* der Autobiographiegeschichte von der antiken Gerichtsrede über die pietistische Selbstkontrolle bis hin zur Selbstbefragung in der durch Rousseau begründeten Form der Introspektion noch in der Moderne) tritt Ruth Klüger zufolge im 20. Jahrhundert eine weitere: „Autobiographie ist eine Art Zeugenaussage.“ (Klüger 1996: 409)

- 8 Und diese Zeugenaussage bezieht sich, wie die Skandale um die pseudologischen KZ-Autobiographien der jüngeren Zeit gezeigt haben, durchaus auf moralische Kategorien.² Es ist die Figur des Zeugen, die gleichsam als ‚Shifter‘ von der Anmaßung des Memoirentypus‘ (‚Zeuge des Jahrhunderts‘) über die prekäre Zeitzugenschaft eines seiner selbst unsicher gewordenen Subjekts wieder eingewandert ist in die Debatte um Glaubwürdigkeit und Möglichkeit einer historischen Wahrheit. So heißt es bei Jean Améry unmissverständlich: „Ich war dabei.“ (Améry 1966: 8) Und zwar als Opfer, als Gefolterter, von den Nazis Verfolgter, der als „Augenzeuge“ (ebd.: 9) eine unhinterfragbare archivalische (dokumentarische) Wahrheit zu Protokoll gibt (vgl. Agamben 2003). Bei Améry haben wir es mit einer Zuspitzung der Forderung nach Wahrhaftigkeit zu tun, die von einer existentiell beglaubigten Position aus behauptet wird. Hier scheint der spielerische Umgang mit fiktionaler Innovation ausgesetzt und durch das Moment eines autoptischen Ernstes ersetzt zu sein. Der gleiche Ernst kennzeichnet aber auch eine autobiographisch bis an die Grenzen gehende Selbstbefragung wie diejenige Christa Wolfs – ein Musterbeispiel der Fiktionalisierung durch ‚subjektive Authentizität‘: „Steckt denn in der Frage ‚Wer bist du?‘ noch irgendein Sinn? Ist sie nicht hoffnungslos veraltet, überholt von der Verhörfrage: ‚Was hast du getan?‘“ (Wolf 1979: 323)³
- 9 Von einer Entwicklung der Autobiographik kann aus den genannten Gründen während der Zeit des Nationalsozialismus keine Rede sein. Die Gattung wird auf ihren funktionalen Gehalt reduziert, sie wird in gewisser Weise wieder zur Zweckform. In der Autobiographieforschung klafft hier bis heute eine durchaus signifikante Lücke.⁴ Drei Richtungen wären grob zu unterscheiden: Diejenigen autobiographischen Zeugnisse, die einen Pakt mit der Macht demonstrieren und das autobiographische Schreiben als ideologisches Instrumentarium zur Unterstützung des faschistischen Regimes einsetzen, und andererseits die Zeugnisse der Opfer, in Gefängnisse und Konzentrationslager Verschleppten, im Untergrund Lebenden oder noch ins Exil Entkommenen. Erstere wurden im Dritten Reich veröffentlicht, letztere aus naheliegenden Gründen – mit Ausnahme einiger Exilwerke (z.B. Klaus Manns *The Turning Point* [1942]) – nach 1945, manche sogar Jahrzehnte später. Dazwischen wäre eine breite Spanne autobiographischer Texte jeglicher Form anzusiedeln, die von Tagebüchern der sogenannten Inneren Emigration über verspätete Erinnerungen der Naturalisten bis hin zu vermeintlich ‚apolitischen‘ Zeugnissen reichen.
- 10 Gerhart Hauptmanns Erinnerungen aus den 1930er Jahren (*Im Wirbel der Berufung*, 1936; *Das Abenteuer meiner Jugend*, 1937) sieht Wolfgang Paulsen in nachvollziehbarer Linie hin zur Blut- und Boden-Literatur verlaufen, eine Linie, die bekanntlich einige Expressionisten wie eben auch einige Naturalisten überschritten haben. Gerade bei Hauptmann zeigt sich im Vergleich mit seinen Tagebüchern, dass die Erinnerungen wohl nur als Lebenslügen bezeichnet werden können. Die konventionelle Form schlägt in der falschen Idylle einen bedenklichen Bogen zur faschistischen Schollenliteratur eines Gustav Frenssen (*Lebensbericht*, 1940) (vgl. Holdenried 2013). Auch der ehemalige Naturalist Max Halbe dokumentiert seine Anhängerschaft an die neue Ideologie schon im Titel seiner Autobiographie, *Scholle und Schicksal* (1933), und ebenso Johannes Schlaf mit *Aus meinem Leben* (1941). Der ‚Anschluss‘ ans

Dritte Reich wird über eine lang gepflegte Ideologie des Landschaftlich-Heimatgebundenen vollzogen; die anachronistische, tief im 19. Jahrhundert wurzelnde Form der Verklärung und Idyllisierung des Regionalen, oft auch bäuerlich-einfachen Lebens ist insofern literarischer „Erfüllungsgehilfe“, als sie über die brutale Modernität des nationalsozialistisch-kapitalistischen Modells hinwegzutäuschen half. Umwegige Kontinuität kennzeichnet auch das Werk Hans Carossas, dessen Bücher unter dem Nationalsozialismus nicht nur weiter erscheinen konnten, sondern dessen opportunistische Haltung auch dazu führte, dass er in die abstruse Hitler'sche Liste der Gottbegnadeten (sechs) wichtigsten deutschen Dichter aufgenommen wurde. Sein *Rumänisches Tagebuch* von 1924 erfuhr ab 1931 mehrfache Auflagen. Carossa wird gerne als der Inneren Emigration zugehörig kategorisiert. Paradigmatisch lässt sich an seiner Person einmal mehr zeigen, wie ambivalent dieser Begriff und seine Implikationen sind. Wie viele andere suchte er sich später in einem Rechtfertigungsbuch, *Ungleiche Welten* (1951), vom Ruch des NS-Gewinners mit dem Hinweis auf ein gewissermaßen schicksalhaftes Geschehen zu reinigen.⁵

Autobiographik nach 1945

- 11 Anders als Carossa sah Gottfried Benn lange Zeit keinerlei Notwendigkeit der Selbstrechtfertigung. Als das „Muster einer deutschen Apologie“ (Peitsch 1990: 374) hat Helmut Peitsch Benns *Doppelleben* (1950) herausgestellt. Dessen Polemik richtete sich gegen die deutschen Emigranten (Klaus Mann namentlich), die es sich „in französischen Badeorten“ wohl sein ließen. Er selbst hingegen sei gefährdet gewesen, weil er zwar preußisch, aber eben auch antihitlerisch eingestellt gewesen sei. Das NS-Regime wird als Ansammlung von „Krakeelern“ geschildert, als „reiner Ausfall an Wurf und Form“ (Benn 1980 [1950]: 115). – eine Diagnose, in der in erster Linie sein elitäres Bewusstsein aufscheint und nicht die politische Kritik an einem totalitär-inhumanen System. Nur die Kunst – und hierin trifft sich Benns Rechtfertigungsschrift mit den Hoffnungen der 1950er Jahre insgesamt – ist von der resignativen Ansicht stagnierender Menschheitsgeschichte ausgenommen; wahre Kunst aber sei zugleich antiideologisch und hermetisch. Benns Montagegestus bleibt indes – weit entfernt von jeder wirklichen Progressivität – ein rein artistischer, äußerlicher Effekt im Dienste der Selbstrechtfertigung.
- 12 Das Verdikt des Formalismus lässt sich auch auf Arnolt Bronnen anwenden, der als ehemaliger österreichischer Expressionist Anschluss an die Nationalsozialisten gesucht hatte, von diesen aber wegen seiner ‚exzessiven Vergangenheit‘ nicht geschätzt wurde. Ingrid Aichinger meinte in seiner Autobiographie *arnolt bronnen gibt zu protokoll* (1954) zwar eine jener innovativen Formveränderungen zu bemerken (vgl. Aichinger 1977: 816), von denen oben die Rede war, doch gilt auch für Bronnen, dass der apologetische Zweck die formalistischen Mittel heiligt.
- 13 Inhaltlich in scheinbar scharfem Kontrast zu den Apologeten jener Jahre steht Alfred Andersch' Bericht einer Desertion, *Die Kirschen der Freiheit* (1952). Andersch deutet seine Flucht 1944 in Italien als einen existentialistischen Akt, für den symbolisch die wild wachsenden Kirschen stehen, die er in Freiheit genießt. Der reportagehafte Stil, das ‚faktische Schreiben‘, entspricht einer weltanschaulichen Abkehr von ideologischen Dogmen, wie sie im Realismuspostulat der Gruppe 47 gefordert wurde. Deutungen wie der polemische Verriss W.G. Sebalds im Anhang zu seinen Vorlesungen *Luftkrieg und Literatur* (1999) werfen jedoch retrospektiv ein anderes Licht auf den Autor, den Sebald schonungslos des Opportunismus bis hin zum Verrat (seiner jüdischen Frau) bezichtigt (vgl. Sebald 1999: 123–160).

- 14 Ein Großteil der Autobiographik nach 1945 hatte also stabilisierenden Charakter; die autobiographischen Werke hingegen, welche Verfolgung und Internierung thematisierten und der größere Teil der Exilautobiographik wurden mit symptomatischer Verzögerung veröffentlicht, einiges davon erst nach Jahrzehnten.⁶ Neben der Vernichtung von Aufzeichnungen und weitgehendem Desinteresse an der Veröffentlichung von Autobiographien der Exilanten, die vielfach als ‚Verräter‘ denunziert wurden, konnten und wollten viele Überlebende des Holocaust ihre traumatischen Erfahrungen nicht im Schreibakt wiederholen; Jean Améry und Primo Levi (*Ist das ein Mensch?*, 1961) beschrieben ein Grauen, das in der Selbsttötung endete. Viele Autobiographien von Überlebenden, Ruth Klügers *weiter leben* (1992), Charlotte Delbos *Trilogie. Auschwitz und danach* (1990) erschienen erst in den 1990er Jahren.

Ausnahmen und die Regel autobiographischen Schreibens nach 1945

- 15 Wie Carossa stand auch Max Dessoir, der Philosoph und Psychologe, ausdrücklich in der Tradition des 19. Jahrhunderts. Anders als Carossas Werk kennzeichnet Dessoirs *Buch der Erinnerung*, das bereits 1946 erschien, eine überraschende Selbsteinsicht: Nicht als ‚Selbstentblößung‘ seien seine Erinnerungen gedacht gewesen, sondern als memoriale Stellungnahme zum Zeitgeschehen. Doch muss Dessoir am Ende feststellen, dass ihm sein Memoiren-Projekt entglitten, ja, dass er gescheitert ist. Er selbst vermutet als Grund dafür, das falsche Genre gewählt zu haben. „Tagebuchartig“ hätten die eigenen Erfahrungen vielleicht adäquater erfasst werden können als in der Memoirenform (vgl. Dessoir 1946: 301). Dieses Scheitern ist ein zeittypisches Phänomen. Ein wesentlicher Grund dürfte eben im Fehlen eines innovativen, zeitgenössischen Musters der Autobiographik gelegen haben. „Es ist deshalb so schwer, ein wirklich gelebtes Leben in eine literarische Darstellungsform überzuführen, weil wenige Lebensläufe sich in einer geraden Linie bewegen.“ (Ebd.: 7) Dessoir konnte zwar die Diagnose stellen, eine Lösung etwa in Form des Ausweichens auf das Tagebuch blieb ihm jedoch versperrt.
- 16 Ein Ausnahmewerk anderer Art stellt Georg K. Glasers Bericht *Geheimnis und Gewalt* (1951) dar, den Schweikert in inhaltlicher Nähe zu Oskar Maria Grafts *Wir sind Gefangene* (1927) und Franz Jungs *Torpedokäfer* (Neuausgabe 1961) verortet hat (vgl. Schweikert 1980). In seiner Autobiographie liefert Glaser am eigenen Exempel Belege für Wilhelm Reichs Deutungen des Faschismus. Er konstatiert in leidvoller Einsicht – ähnlich wie sehr viel später Bernward Vesper in *Die Reise* (1977) –, dass der brutale Vater, ja, dass Hitler in ihm selbst stecke. Solch radikale Selbsteinsicht und Selbstergreifung ist nach 1945 selten. Auch bei Exilanten wie Klaus Mann etwa muss das Erlebte, die Traumata der Exilierung, nicht unbedingt zu einer vertieften und in der Form gespiegelten Selbstbefragung führen; sein Bericht *Der Wendepunkt* (1952) fällt vielmehr gerade durch seine memoirenartige, konventionelle Form unter das Gesetz der Regel, nicht der Ausnahme.⁷

Funktionen der Diaristik im und nach dem Dritten Reich

- 17 Die wissenschaftliche Aufarbeitung der Diaristik erfolgte mit einem deutlichen Schwerpunkt in den 1990er Jahren im Rahmen der Auseinandersetzung mit der sog. Inneren Emigration und der Rolle der Autobiographik in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Lothar Bluhm wandte sich explizit dem Tagebuch der Inneren Emigration zu (vgl. Bluhm 1991), in allerdings unkritisch-empathischer Weise (vgl. Holdenried 1996). Deutlich anders ging Helmut Peitsch mit seiner grundlegenden Arbeit zur Funktion

der Autobiographik nach 1945 vor: Sein Referenzrahmen war durch die Funktionen ‚Rechtfertigung‘ und ‚Retuschierung‘ bestimmt; seine Hauptthese lautete, dass ein Großteil der Autobiographik nach 1945 selbstentlastenden Charakter hatte (vgl. Peitsch 1990).

- 18 Zwar war ein Bestseller des diaristischen Schreibens, das Tagebuch der Anne Frank, schon 1950 auf Deutsch veröffentlicht, in 40 Sprachen übersetzt und millionenfach verkauft worden, das keineswegs in diese Rubrik passte. Gerade daran lässt sich aber zeigen, dass die Wahl des Tagebuchs als privater Äußerungsform einen Wunsch nach „Orientierung, Entlastung und Sicherheit“ (Zur Nieden 1995: 290) erkennen ließ, ein Wunsch, der bei Anhängern und Verfolgten des Nazi-Regimes gleichermaßen vorhanden war. David Barnouw stellte anlässlich des 70. Todesjahres von Anne Frank im Jahr 2015 wenig überraschend fest, dass es gerade die Ikonisierung Anne Franks war, welche lange Zeit eine kritische Auseinandersetzung mit ihren Tagebüchern verhinderte. *Het Achterhuis* war Gegenstand emphatischer Zuwendung zu den Opfern, hatte eine pädagogische Hauptfunktion und wurde erst allmählich – auch durch die Konflikte um den von Barnouw geprägten Begriff der ‚Anne-Frank-Industrie‘⁸ – zum Gegenstand einer kritischen Auseinandersetzung. Dass es jenseits davon immer schon Angriffe auf die Authentizität der Tagebücher gab, sei hier als bekanntes Faktum nur am Rande erwähnt. Erst 1986 wurden die gesammelten Tagebücher vom Niederländischen Staatlichen Institut für Kriegsdokumentation veröffentlicht und noch danach, 1998, tauchten weitere Tagebuch-Blätter auf; interessante Studien, so Barnouw, seien erst im Zuge einer intensiveren Sichtung der Archive der Anne Frank-Stiftung und des Anne Frank-Fonds möglich geworden.
- 19 Das Tagebuch war es also, das als dominierender Formtypus bereits der 1940er Jahre nach 1945 eine Kontinuität im Wandel autobiographischen Schreibens garantierte. Im Zweiten Weltkrieg war es propagandistischen Zwecken unterstellt worden, heroische Aufzeichnungen von Soldaten sollten das System stärken, die Bevölkerung wurde aufgefordert, Tagebuch zu schreiben, um Orientierung (in der Ideologie) und persönliche Entlastung zu finden. Steuwer und Graf stellen solche propagandistischen Funktionen schon für viel frühere Phasen fest: „Nach dem deutschfranzösischen Krieg 1870/71 wurden zahlreiche Kriegserinnerungen und auch Tagebücher von Soldaten [...] veröffentlicht und von privater Seite gezielt gesammelt.“ (Steuwer/Graf 2015: 23) Aber auch der Widerstand nutzte das Medium; im Zweiten Weltkrieg sendete Radio London Aufrufe, Tagebücher sorgfältig aufzubewahren – und Anne Frank folgte dem durch das Abschreiben ihres Tagebuchs (vgl. Mulisch 1986). Die Aufrufe Internationaler Gerichtshöfe, Gräueltaten und Kriegsverbrechen zu dokumentieren, schließen an diese Funktion noch heute an.
- 20 Nach 1945 tritt die Entlastungsfunktion in den Vordergrund: In meist ‚nachträglichen‘ Tagebüchern (eigentlich eine *contradictio in adiecto*) z.B. Ruth Andreas-Friedrichs wird die Unmittelbarkeit der Form zum Rechtfertigungsträger umgemünzt. ‚Verspätete‘ Tagebücher werden zu dem Zeitpunkt begonnen, als die VerfasserInnen den Krieg für verloren glaubten; der Rechtfertigungsaspekt ist auch hier sehr stark. Während Peitsch noch feststellte, dass die Berliner Journalistin Andreas-Friedrich sich in ihren Tagebuchaufzeichnungen *Der Schattenmann. Tagebuchaufzeichnungen 1938–1945*, erschienen bereits 1947, „aus einer Angehörigen der literarischen Inneren Emigration zur Exponentin des politischen Widerstands zu schreiben“ (Peitsch 1990: 301) vermochte, sieht Irmela von der Lühe zwar die durchaus ‚idealistischen‘ Züge des Werks (sie bezieht sich dabei nur auf den ersten Teil; der 2. Teil bezieht sich auf die Zeit 1945–48), stuft Andreas-Friedrich aber gemäß ihrer Selbstaussagen als eine ‚aufrechte‘ Deutsche ein, die sich vehement und unter Berufung auf ihre Aktionen (Hilfe für verfolgte Juden, ‚Onkel Emil‘-Gruppe, ‚Sag Nein‘-Aktion im April 1945!) vom Vorwurf der Kollektivschuld zu befreien suchte (vgl. Lühe 1999). Verschiedene Vorworte der mehrfachen Auflagen betonen stets, dass das Tagebuch den Zweck gehabt habe, auf den ‚Zeugenstand‘ vorzubereiten. Nicht jeder, der in Deutschland geblieben sei, könne als Nazi

verurteilt werden. Was von der Lühe einräumt, ist, dass an Andreas-Friedrichs Tagebuch eine zunehmende Aversion gegen die Emigranten abzulesen sei (vgl. ebd.: 29) – ihr Verständnis dafür ist mehr als merkwürdig, koinzidiert diese Aversion doch mit der Beschönigung vieler anderer, die sich reinzuwaschen suchten – auch durch klare Retuschen.

- 21 Wenn Steuwer und Graf die literarisierenden, „nachträglichen Eingriffe bei der Veröffentlichung von Tagbüchern [...] nicht grundsätzlich von der Absicht zur Schönong getrieben“ sehen (Steuwer/Graf 2015: 35) – womit sie sich u.a. gegen die von Peitsch vertretene Position wenden –, sondern eine „Bedingung [...], die eine breite Rezeption der Tagebuchveröffentlichungen im 20. Jahrhunderts [sic] erst ermöglichte“ (ebd.: 35f.), so ist dies zwar einerseits sicher richtig – eine Minimierung der Retuschen, ja, das Ausstellen einer wissenschaftlichen ‚Unbedenklichkeitserklärung‘ jedoch kann nicht nur auf literarische oder Markterfordernisse reduziert werden. Und wenn letztlich der „hypertrophe Authentizitätsanspruch“ dafür verantwortlich gemacht wird, dass „nachträgliche Eingriffe unkenntlich [...] und die Fiktion eines unveränderten Dokuments zu bewahren“ (ebd.: 36) gesucht werden, so scheint damit, gelinde gesagt, eine geschichtswissenschaftliche Position vertreten, welche an die Diskussion um *fake news* erinnert.⁹
- 22 „Verspätete“ oder „nachträgliche“ Tagebücher in der Terminologie Peitschs sind in jedem Fall auch in funktionsgeschichtlicher Hinsicht sehr genau in den Blick zu nehmen (Peitsch 1990: 289 u. 233). Luise Rinsers *Gefängnistagebuch* (1946) las man häufig als Selbststilisierung zur Nazi-Gegnerin; in ihrem Fall eines nachträglich verfassten Tagebuchs plädierte Peitsch aber dafür, die „Wandlung“ (ebd.: 192) – „Für mich wurde der Aufenthalt im Gefängnis zur Wende meines Lebens“ (Rinser 1979 [1946]: 12) – ernst zu nehmen. Wenn Rinser im Vorwort davon spricht, dass sie in die ‚reeducation‘ eingebunden gewesen sei, so ist davon auszugehen, dass auch ihr Tagebuch einen ‚volkserzieherischen‘ Anspruch als Impuls hatte. So heißt es denn auch im Vorwort:

Alles, was gewaltsam aus dem Gedächtnis der Menschheit verbannt wird, taucht eines Tages mit fordernder Gewalt wieder auf. [...] Jenen, die mir sagen, es sei zu unbedeutend, was ich zu berichten habe, kann ich nicht widersprechen. Ich kann sie nur darauf verweisen, daß es mir nicht um mich selber ging, sondern nur darum, den grausamen Spuk des Gefängnistages und damit die Leidenszeit von Tausenden festzuhalten. (Rinser 1979 [1946]: 12)

- 23 Allerdings wurde von der Literaturkritik und den maßgeblichen literaturpolitischen Instanzen jener Zeit ein ganz anderes Modell diaristischen Schreibens favorisiert, nämlich dasjenige Ernst Jüngers: Das Beharren auf dem ‚Kriegserlebnis‘ garantierte eine Transformation des Vergangenen, eine ‚Wandlung‘, die nicht gleichbedeutend zu sein brauchte mit einer Totalabsage an die völkische Vergangenheit. Seine *Strahlungen* (1949) waren – und sind, wie das jüngst erschienene *Ernst-Jünger-Handbuch* (2014) zeigt, – Gegenstand einer anhaltenden Debatte über die Funktion des Werks im Faschismus und die Beglaubigung einer ‚Wandlung‘ des kriegsteilnehmenden Offiziers, der in der Pariser Kampagne seinen Obsessionen nachgehen konnte. Die Hoffnung einiger seiner Anhänger bestand darin, dass sein Werk gerade für eine dogmenferne Transformation des deutschen Nationalismus stehe, die, wie Peitsch zusammengefasst hat, „politisch ins Europäische, weltanschaulich ins Christliche“ (Peitsch 1990: 234) überging. Es war aber wohl viel eher Jüngers existentialistische Überhöhung des Krieges, in dem ein Individuum seine Souveränität behauptete, welche die Rezipienten in den Bann schlug (und schlägt). Aus der so gebildeten ‚Erlebnis-Gemeinschaft‘ blieben naturgemäß die Exilanten ausgeschlossen.

- 24 Justus Fetscher hat in einem engagierten Beitrag sehr deutlich positioniert die verschiedenen Rollenspiele Jüngers in eine Typologie zusammengefasst, welche der generellen Rahmung durch das Moment des ‚Schauspiels‘ unterstellt war. Nicht-Soldat, Ritter, Jäger, Beobachter, Theologe und schließlich Dichter wie Figur seien die Rollen, welche Jünger in seinen Tagbüchern durchspiele (vgl. Fetscher 1999). Neben dem anachronistischen Krieger resp. Ritter scheint mir insbesondere der Typus ‚Beobachter‘ besonders bemerkenswert zu sein. Jünger selbst spricht von seinem Tagebuch als ‚Logbuch‘ – und sieht sich als einen vom Geschehen unbetroffenen Beobachter. Sehr deutlich wurde auch bislang schon in der Forschung herausgearbeitet, wie durch diese Position eine Ästhetik des Sublimen entsteht, die Gert Mattenklott sehr pointiert mit ‚ästhetischem Immoralismus‘ gleichgesetzt hat (zit. n. Klausnitzer 2014: 166). Man muss sich nur die berüchtigte ‚Burgunder-Szene‘ beim Einmarsch der deutschen Besatzer in Paris in Erinnerung rufen, um dies nachdrücklich zu unterstreichen. Ob man angesichts dieser Attitüde noch davon reden möchte, dass Jünger, wie Klausnitzer in seinem Handbuch-Artikel es nennt, „beteiligte[r] Beobachter[]“ (ebd.: 165) gewesen sei, ist nicht nur eine Geschmackssache. Mir scheint diese Art der Distanznahme auf eine psychische Panzerung zu verweisen, die pathologische wie ideologische Züge zugleich trägt; pathologisch, weil sie mir genau jenes Theweleit’sche Verhalten des soldatischen Mannes zu reproduzieren scheint, welches unabdingbar zum Faschismus gehörte, ideologisch, weil Jünger diese Form der ‚Haltung‘ zeitlebens wohl nie in Frage stellte. Ein Tagebuch, so Jünger, betreibe keine Seelenkunde – wenn manche Forscher (wie Klausnitzer) dennoch gerade in der ästhetischen Verbindung ‚stereoskopischen Sehens‘ mit einer meditativen Praxis eine Innovation des Genres sehen wollten, so ist dies sicher diskussionswürdig. Ob es überzeugt, mag dahingestellt bleiben. Mir scheint es eher ein weiterer Beleg dafür zu sein, dass mit Jüngers „geistigem Beitrag zum Zweiten Weltkrieg“ (so das Vorwort in Jünger 1949) das Kriegstagebuch endgültig seine blutige Herkunft verschleiert hat. Eine vermeintliche Sinngebung des Sinnlosen im überbetonten Rekurs auf die Metapher des Schauspiels sehen zu wollen, zeugt wohl eher von einem Vermeidungsverhalten der Vergangenheit gegenüber, an der man selbst in der Etappe seinen schuldhaften Anteil hatte. Apartes Erleben im reinen Ästhetizismus ist angesichts des Betrachteten (das bombardierte Paris, im Tank verschmolzene Leichen) tatsächlich ein Verbrechen.

Gegenwart wider Nachträglichkeit: Max Frischs Tagebuch 1946–1949

- 25 In seinem Vorlesungszyklus *Luftkrieg und Literatur* hat dessen Verfasser W.G. Sebald die deutschen Nachkriegsautoren der Nicht-Reaktion beschuldigt. Reine Gegenwartigkeit – war sie überhaupt möglich angesichts der Verwüstungen und des traumatisch erlebten Geschehens?
- 26 Frischs Tagebuch 1946–1949 wurde 1950 veröffentlicht; es war als öffentliches Tagebuch auch gedacht: Frisch nimmt darin Stellung zum Zeitgeschehen, gibt Beobachtungen wieder (Fahrt durch das zerstörte Deutschland 1946, Warschauer Ghetto), notiert Begegnungen und moralische Reflexionen über das Leben unter Bedingungen des Terrors. Unter der Überschrift „Autobiographie“ findet sich eine Kurzfassung autobiographischer Darstellung, im lakonischen Ton der Chronologie, mit wenigen Hinweisen auf innere Befindlichkeiten.
- 27 Was Sigurd Scheichl schon 1986 für die österreichische Literatur konstatiert hat, dass sie nämlich durch ein völlig anderes „Voraussetzungssystem“ (Scheichl 1986: 37) geprägt gewesen sei und folglich erst um 1965/66 ein „Durchbruch moderner Schreibweisen“ (ebd.: 38) festzustellen sei, gilt in variiert Form natürlich auch für die Schweiz und ihre Literatur nach 1945. Was deutschen Autoren 1945 nicht möglich war, Frisch konnte es aufgrund des Augenscheins der Zerstörungen in seinem Tagebuch

beschreiben: In seine Reflexionen über die Genese des NS, über die Barbarisierung des Landes der Dichter und Denker – darauf verweist Beatrice Sandberg (vgl. Sandberg 2011) – mischen sich kritische Selbstbetrachtungen gegenüber der Schweizer ‚geistigen Landesverteidigung‘, von der Frisch schließlich abbrückt. Die Beschäftigung mit der Schuldfrage kann bei dem Schweizer Autor schon äußerst früh zu einer Position führen, die man in Deutschland erst ein halbes Jahrhundert später einnehmen konnte: dass Schuld auch die alliierten Bombardements treffe (vgl. ebd.: 29).¹⁰

- 28 Bekanntlich ist Frischs Werk – und das trifft auch für sein diaristisches Schreiben zu – von der Spiegelungsfigur des Bildnisses beherrscht. Das Tagebuch, das an zentralen Stellen auf das Bildnisverbot eingeht – „Du sollst Dir kein Bildnis machen“ (Frisch 1950: 37) –, stellt auch in formaler Hinsicht eine Umsetzung dieses Gebotes dar: Das Fragmentarisch-Unabgeschlossene, Skizzenhafte sei – so Norkowska – ebenso Abwehr der Festlegung von Ich-Identität, wie dies in den fiktionalen Werken der Fall sei (vgl. Norkowska 2013: 185). Damit ist zugleich impliziert, dass die Form des Tagebuchs keineswegs nur „als reines Stoffreservoir“ (ebd.) zu verstehen sei: Vielmehr dokumentiert sich im Tagebuch das Durchspielen eines „Varianten-Ichs“ (ebd.: 184). Eine langanhaltende Debatte über die Eigenwertigkeit des Tagebuchs – als ‚vollgültige‘ Literatur oder als ‚Nebenwerk‘¹¹ – dürfte mit den neueren diaristischen Forschungen allmählich zu den Akten gelegt werden: Frisch war deshalb der ideale Tagebuchautor, weil er – diametral entgegengesetzt zu Jüngers ästhetischer Blasiertheit – die Abweichungen von der Genre-Konvention gerade nicht als *l'art pour l'art* einsetzt. Das Fehlen von Datierungen (außer Jahren), Erzählblöcke, die auch Erzählskizzen sein könnten, Überschriften, die auf Erzählkerne zu verweisen scheinen – die Heterogenität des Diariums erweist dieses als vollendetes Laboratorium. Eine solche Prozessualität ist damit aber keine eines Tagebuchs als *work in progress*, sondern sie ist der Prozessualität des literarischen Werkes gleichgestellt.
- 29 Keine Seelenkunde zu betreiben – sich kein Bildnis zu machen: Mitnichten ist hier eine Konvergenz zwischen Jünger und Frisch zu sehen. Zielt Jüngers Absage an die Seelenkunde auf die Privilegierung der bloßen Oberfläche des Betrachtens, so ist Frischs Verneinung der Funktion eines *journal intime* dem völlig entgegengesetzt, nämlich gegen die Zumutung eines ich-enthüllenden Schreibens gewendet, wie es die generischen (Rezeptions-)Konventionen zu fordern scheinen.

Progressivliteratur als Absage an Politik?

- 30 Von Österreichs ‚Voraussetzungssystem‘ (Scheichl) war oben schon die Rede. Mit ein paar wenigen, kurzen Bemerkungen – mit denen ich mir nicht anmaßen möchte, tiefer in die österreichische Literaturgeschichte einzudringen – sei lediglich auf einige Aspekte hingewiesen, die in den neueren österreichischen Überblicksdarstellungen zur Literaturgeschichte betont werden: So mag es wohl stimmen, dass 1945 für Österreich nicht von einer „Programmatische der Erneuerung“ (Scheichl 1986: 41) gesprochen werden kann, ja, dass, so Innerhofer, „[d]er radikale Modernismus‘ [...] vom offiziellen Literaturbetrieb ausgeschlossen [wurde]“ (zit. n. Zeyringer/Göllner 2012: 609). Allerdings sind auch die ‚Kahlschlagthesen‘ für die deutsche Literatur entschieden in Frage zu stellen bzw. sehr viel differenzierter zu betrachten – waren es doch auch hier, bezieht man sich auf Rezeption und Verbreitung, wohl eher Wilhelm Lehmann und Hans Carossa, welche gelesen wurden, als progressive Literatur. Hier wie da wäre also von „schwierigen Anfängen“ (Okopenko 2000) zu sprechen.

- 31 Und wenn Zeyringer/Gollner festhalten, dass die ‚modernerer‘ österreichischen Autoren ihr Glück in Westdeutschland suchten (vgl. Zeyringer/Gollner 2012: 609), so waren es Interdependenzen gerade der bundesrepublikanischen und der österreichischen Progressivliteratur, speziell der Wiener Gruppe, welche zu einem Modernisierungsschub auch in Westdeutschland führten. Wenn Heide Kunzelmann den Kampf zwischen Stabilität und Instabilität als das Merkmal der österreichischen Nachkriegsliteratur hervorhebt (vgl. Kunzelmann 2015), so trifft dies in gewisser Weise auch für die deutsche Nachkriegsliteratur zu. Autoren wie Max Frisch leisteten dabei Geburtshilfe, auch und gerade durch das autobiographische Tagebuch.

Literaturverzeichnis

- Agamben, Giorgio (2003): Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und der Zeuge (Homo sacer III). Aus d. Ital. von Stefan Mohnhardt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Aichinger, Ingrid (1977): Selbstbiographie, in: Werner Kohlschmidt/Wolfgang Mohr (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 3. Berlin/New York: de Gruyter, S. 801-819.
- Améry, Jean (1966): Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. München: Szecseny.
- Barnouw, David (2015): Das Phänomen Anne Frank. Übersetzt von Simone Schroth. Essen/Ruhr: Klartext Verlag.
- Benn, Gottfried (1980 [1950]): Doppelleben, in: Ders.: Das Hauptwerk. Bd. 4: Vermischte Schriften, hg. v. Marguerite Schlüter. Wiesbaden/München: Limes, S. 67-171.
- Bluhm, Lothar (1991): Das Tagebuch zum Dritten Reich. Zeugnisse der Inneren Emigration von Jochen Klepper bis Ernst Jünger. Bonn: Bouvier.
- Boerner, Peter (1969): Tagebuch. Stuttgart: Metzler.
- Dessoir, Max (1946): Buch der Erinnerung. Stuttgart: Enke.
- Fetscher, Justus (1999): Portrait of the poet as a dead man. Ernst Jünger's writing in the Second World War: *Strahlungen*, in: Helmut Peitsch/Charles Burdett/Claire Gorrara (Hg.): European Memories of the Second World War. New York/Oxford: Berghahn Books, S. 99-109.
- Frank, Manfred (1986): Die Unhintergebarkeit von Individualität. Reflexionen über Subjekt, Person und Individuum aus Anlaß ihrer postmodernen Toterklärung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Frisch, Max (1950): Tagebuch 1946-1949. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Ganzfried, Daniel (2002): ... alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie. Enthüllung und Dokumentation eines literarischen Skandals. Hg. im Auftrag des Deutschschweizer PEN-Zentrums von Sebastian Hefti. Berlin: Jüdische Verlagsanstalt.
- Goldschmidt, Georges-Arthur (1994): Der bestrafte Narziß. Aus d. Franz. von Mariette Müller. Zürich: Ammann.
- Heißenbüttel, Helmut (1966): Anmerkungen zu einer Literatur der Selbstentblößer, in: Merkur 20, S. 568-577.
- Holdenried, Michaela (1991): Im Spiegel ein anderer. Erfahrungskrise und Subjektdiskurs im modernen autobiographischen Roman. Heidelberg: Winter.
- Holdenried, Michaela (1996): Doppelrezension zu Lothar Bluhm: Das Tagebuch zum Dritten Reich. Zeugnisse der Inneren Emigration von Jochen Klepper bis Ernst Jünger. Bonn: Bouvier, 1991; Helmut Peitsch: „Deutschlands Gedächtnis an seine dunkelste Zeit“. Zur Funktion der Autobiographik in den Westzonen Deutschlands und den Westsektoren von Berlin 1945 - 1949. Berlin: Ed. Sigma Bohn, 1990, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Kulturen 148/1, S. 156-160.
- Holdenried, Michaela (2003): „Christa Wolf: Kindheitsmuster“, in: Romane des 20. Jahrhunderts. Bd. 3. Stuttgart: Reclam, S. 87-107.
- Holdenried, Michaela (2013): Der Roman des Lebens. Gerhart Hauptmanns autobiographische Selbsterkundungen in *Das Abenteuer meiner Jugend* und *Buch der Leidenschaft*, in: Acta Germanica. German Studies in Africa. Jahrbuch des Germanistenverbandes im südlichen Afrika, 41, S. 181-194.
- Holdenried, Michaela (2017): „In eigener Sache [...] romanhaft lügen“? Wahrheitsreferenz, Fiktionalisierung und Fälschung in der Autobiographie, in: Volker Depkat/Wolfram Pyta (Hg.): Autobiographie zwischen Text und Quelle. Berlin: Duncker & Humblot, S. 57-73.
- Jünger, Ernst (1949): *Strahlungen*. Tübingen: Heliopolis.
- Klausnitzer, Ralf (2014): *Strahlungen* (1949), in: Matthias Schöning (Hg.): Ernst-Jünger-Handbuch. Leben - Werk - Wirkung. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 165-174.

- Klüger, Ruth (1996): Zum Wahrheitsbegriff in der Autobiographie, in: Magdalena Heuser (Hg.): *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Tübingen: Niemeyer, S. 405–411.
- Kunzelmann, Heide (2015): *Make or Break? Instability as an Aesthetic Tool in Progressive Austrian Literature from 1945 to 1955*, in: *Journal of Austrian Studies* 48/3, S. 89–108.
- Lühe, Irmela von der (1999): „This Book Does Not Want to Be a Work of Art. This Book Is Truth”. *The Diaries of Ruth Andreas-Friedrich*, in: Helmut Peitsch/Charles Burdett/Claire Gorrara (Hg.): *European Memories of the Second World War*. New York/Oxford: Berghahn Books, S. 23–34.
- Misch, Georg (1989): *Begriff und Ursprung der Autobiographie [1907/1949]*, in: Günter Niggel (Hg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 33–55.
- Mulisch, Harry (1986): *Das Mädchen und der Tod. Anne Frank zum Gedenken*, in: *Die Zeit*. Nr. 17. 18.4.1986, S. 44.
- Norkowska, Katarzyna (2013): „Du sollst Dir kein Bildnis machen”. Zu Max Frischs „Tagebuch 1946–1949”, „Tagebuch 1966–1971” und „Entwürfe zu einem dritten Tagebuch”, in: *Text+Kritik* 47/48, S. 181–192.
- Okopenko, Andreas (2000): *Die schwierigen Anfänge österreichischer Progressivliteratur nach 1945*, in: Ders.: *Gesammelte Aufsätze und andere Meinungsäußerungen aus fünf Jahrzehnten*. 1. Band: *In der Szene*. Klagenfurt: Ritter, S. 13–38.
- Paulsen, Wolfgang (1991): *Das Ich im Spiegel der Sprache. Autobiographisches Schreiben in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts*. Tübingen: Niemeyer.
- Peitsch, Helmut (1990): „Deutschlands Gedächtnis an seine dunkelste Zeit“. *Zur Funktion der Autobiographik in den Westzonen Deutschlands und den Westsektoren von Berlin 1945 bis 1949*. Berlin: Ed. Sigma Bohn.
- Pfotenhauer, Helmut (1987): *Literarische Anthropologie. Selbstbiographien und ihre Geschichte – am Leitfaden des Leibes*. Stuttgart: Metzler.
- Rinser, Luise (1979 [1946]): *Gefängnistagebuch*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Sandberg, Beatrice (2011): *Max Frisch – Zeitgenossenschaft und persönliche Verantwortung in der Zeit nach 1945*, in: Daniel de Vin (Hg.): *Max Frisch. Citoyen und Poet*. Göttingen: Wallstein, S. 21–32.
- Sarkowicz, Hans/Mentzer, Alf (2002): *Carossa, Hans*, in: Dies.: *Literatur in Nazi-Deutschland. Ein biographisches Lexikon*. Hamburg/Wien: Europa-Verlag, S. 123–127.
- Schafroth, Heinz F. (1975): *Bruchstücke einer großen Fiktion. Über Max Frischs Tagebuch*, in: *Text+Kritik* 47/48, S. 48–68.
- Scheichl, Sigurd Paul (1986): *Weder Kahlschlag noch Stunde Null. Besonderheiten des Voraussetzungssystems der Literatur in Österreich zwischen 1945 und 1966*, in: Karl Pestalozzi/Alexander von Bormann/Thomas Koebner (Hg.): *Vier deutsche Literaturen? Literatur seit 1945 – nur die alten Modelle?* Tübingen: Niemeyer, S. 37–51.
- Schneider, Manfred (1986): *Die erkaltete Herzesschrift. Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert*. München: Hanser.
- Schwab, Silvia (1981): *Autobiographie und Lebenserfahrung. Versuch einer Typologie deutschsprachiger autobiographischer Schriften zwischen 1965 und 1975*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Schweikert, Uwe: *Geheimnis und Gewalt. Eine Einladung, Georg K. Glaser zu lesen*, in: *Frankfurter Rundschau*. 31.05.1980, S. III.
- Sebald, W.G. (1999): *Luftkrieg und Literatur. Mit einem Essay zu Alfred Andersch*. München/Wien: Hanser.
- Steuer, Janosch/Graf, Rüdiger (Hg.) (2015): *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts*. Göttingen: Wallstein.
- Wilkomirski, Benjamin (1995): *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948*. Frankfurt a.M.: Jüdischer Verlag.
- Wolf, Christa (1979): *Kindheitsmuster. Roman*. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand.
- Zeyringer, Klaus/Gollner, Helmut (2012): *Eine Literaturgeschichte: Österreich seit 1650*. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag.
- Zur Nieden, Susanne (1995): *Tagebücher von Frauen im zerstörten Deutschland 1943–1945. Tagebuchschreiben – ein populärer Brauch*, in: Michaela Holdenried (Hg.): *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Berlin: Schmidt, S. 287–299.

Anmerkungen

- 1 An dieser Stelle wäre ein Exkurs zur Auseinandersetzung innerhalb der Autobiographieforschung anzudeuten, für den Namen wie Paul de Man (Autobiographie lediglich als ‚Tropé‘), Manfred Schneider (Autobiographie als Kontrollinstrumentarium) etc. stehen.



- 2 Zum folgenden Abschnitt vgl. Holdenried 2017: 65f. Zu einer breiten Diskussion über Wahrheit und Lüge führte der Fall Benjamin Wilkomirski, dem der Journalist Daniel Ganzfried sein Buch ... *alias Wilkomirski* widmete. Wilkomirski hatte sich ein Leben als jüdischer Verfolgter, komplett mit allen Akzidentien einer solchen Legende, also der Jugend im Ghetto etc., ‚erfunden‘ (vgl. Wilkomirski 1995. Dazu: Ganzfried 2002). In der Terminologie der Psychiatrie ließe sich hier von einer Pseudologie sprechen.
- 3 Vgl. dazu Holdenried 2003.
- 4 Wolfgang Paulsens autobiographiegeschichtlicher Überblick war lange Zeit der einzige, der bemüht war, den Zeitraum 1933–45 abzudecken (vgl. Paulsen 1991); wenngleich in merkwürdig idiosynkratischer Form. Systematischer geht Lothar Bluhm vor, allerdings mit fragwürdigen Prämissen zur inneren Emigration (vgl. Bluhm 1991).
- 5 Sein Buch *Ungleiche Welten* erfuhr daher negative Kritik, es verschleierte und beschönige, stelle den Dichter als unpolitisch und die Nationalsozialisten als Schicksalsmacht dar, gegen die kein Widerstand möglich gewesen sei (vgl. Sarkowicz/Alf 2002: 127).
- 6 Helmut Peitschs zunächst überraschender Befund – dass nur 2 von 100 „Erlebnisberichten“ das Exil thematisieren (vgl. Peitsch 1990: 214) – mutet weniger überraschend an, wenn man Döblins *Schicksalsreise* (1949) über die Feindseligkeiten gegenüber Emigranten liest.
- 7 Paulsen mokierte sich geradezu über das Defilee von „Zelebriäten“ bei Mann (Paulsen 1991: 62).
- 8 Barnouw äußert sich auch zu Konflikten mit der Leitung der Anne Frank-Stiftung (vgl. Barnouw 2015).
- 9 Das soll allerdings nicht heißen, dass nicht, wie an der genannten Stelle gefordert, Schreibpraktiken mit einbezogen werden sollten; aber es gilt hier eben zweckformale Mittel (der Rechtfertigung) von solchen der bloß literarischen Stilisierung zu unterscheiden.
- 10 Sandberg führt aus, wie Frisch eine derartige Schuldzuweisung, die beiden Seiten trifft, bereits noch während des Krieges im März 1945 in seinem ersten Schauspiel, *Nun singen sie wieder. Versuch eines Requiems*, vornimmt.
- 11 Vgl. Schafroth 1975, im Rekurs auf Heißenbüttel u.a.

Zusammenfassung

Nach einem allgemeinen Überblick über deutschsprachige Autobiographik nach 1945 werden im Beitrag die Funktionen der Diaristik im und nach dem Dritten Reich beleuchtet. Im Nationalsozialismus deshalb, weil das Funktionieren oder die Dominanz des Formtypus' Tagebuch nach 1945 ohne die Behandlung und den propagandistischen Einsatz der ‚Zweckform‘ davor nicht verständlich wäre. An zahlreichen Beispielen wird die Frage der persönlichen Selbstinszenierung, der Möglichkeit von Gegenwartsfindung und der Innovationsfähigkeit des Genres Tagebuch nach 1945 behandelt.

Abstract

Between Apologetics and Progression. Autobiography and Diaristics in the Period 1945–1955: Following a general overview on German language autobiography after 1945, Michaela Holdenried examines in her contribution the functions of diaristics in and after the Third Reich. In National Socialism because the functioning or the dominance of the formal type of the diary after 1945 would be impossible to understand without the approach to and the propagandistic use of this ‘purposeful form’ in the preceding years. Numerous examples address the question of individual self-staging, the possibility of discovering the present, and the innovative capabilities of the diary genre after 1945.

Schlagwörter: Autobiographik, Gattung Tagebuch, Diaristik, Nachkriegszeit

Keywords: autobiography, diaristics, diaries, post-war period

Autor/in

Michaela Holdenried

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

